Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 12

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637164

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
24. März
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Höchstes Gebot.

Von Friedrich Hebbel.

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie tief es stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht die, ein Sehnen weckt.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 12

Sidney an Rahel.

Liebe Rahel, du bist das komischste Mädchen, das mir je vorgekommen ist. Reitest mit den richtigen Kunstreitern! Aber weißt du, flott habe ich es doch gefunden. Was du dir getraust (wenn Tante Adeline nicht dabei ist)! Daß der Lux fort ist, freut mich, du kannst später mit mir auf einen Ball gehen; wozu brauchst du einen Tschinggen oder Slowaken oder was er ist?

Mir geht's gut. Ich bin bei einem Glasmaler und arbeite den ganzen Vormittag bei ihm. Am Nachmittag für mich. Spaß macht es mir nicht, in der Boutique zu stehen und die Farben zu reiben und die Reden der groben Kerle mit anzuhören, und noch weniger macht es mir Spaß, Familienwappen zu malen und rot und schwarz zu pinseln und mit einer Gänsefeder die Ornamente hineinzuzeichnen. Aber ich verdiene Geld. Das Geld ist's nicht, das könnte ich jeden Augenblick verschenken, aber die Freiheit steckt darin. Die soll mir keiner nehmen, und wenn der liebe Gott mich fragen würde: Sidney, such' dir heraus, was du magst, es darf sein, was es will, ich würde schreien: Die Freiheit. Es hat mich einer ausgelacht und gesagt, frei sei doch keiner, gehorchen müsse ein jeder. Ich sagte ihm, das wüßte ich. Er sei ein Esel und kenne meine Freiheit nicht. Er haute mich über den Kopf für den Esel, und ich stieß ihn vor den Bauch. Aber von der Glasmalerei versteht er etwas und lehrt es mich, und ich habe etwas erfunden und gemalt, das sollst du zu Weihnachten bekommen. Ein Märlein: Bäumlein rüttle dich und schüttle dich. Und ein anderes habe ich in Arbeit. Wenn ich ein Dutzend fertig habe und sie taugen etwas, stelle ich sie aus.

Warum sagst du denn alles dem Johannes? Kannst du es nicht mir sagen? Ich kenne dich besser als der. Du, Tante Marie hat mir geschrieben, sie hätte so Heimweh nach mir, ich solle doch heimkommen. Und Monika spräche immer von mir. Es sind doch elend gute Wesen. Und Tante Marie soll auch ein gemaltes Glas bekommen.

Heute ist ein Tag, Rahel, man könnte heulen vor Glück. Die Birken! Wenn die Birken nicht wären! Die sind ja wie die Brautschleier um die Tannen herum, oder wie der Rapunzel Haare. Und goldgelb sind die Matten, und die Bächlein küßt der Himmel, und alles ist so heillos schön, man möchte hundert Augen haben und zweihundert Hände. Ich will dir ein Geheimnis sagen, weil du schweigen kannst:

Der Zimmerer — ja so, du weißt nicht, wer das ist —, der erste Maler in unserem Land und einer, auf den man hört — also der hat mir gesagt, als ich ihm ein paar Studien zeigte: Ja, wer Teufel hat denn Ihnen den Pinsel geführt? Da ist Grütz drin. Spucke ist drin! Das ist ein großes Lob, Spucke, verstehst du? Ich bin hinausgelaufen und habe mich vor Freude im Gras gewälzt und gebrüllt: Hä, der Pate v. Peters soll nochmal die Hände über mir zusammenschlagen! Dem gefallen Vögelchen und Bäumerchen und Blümerchen und ein Verslein dabei: Jun-

ges Blut tut niemals gut, und derartiges. Und wenn er meine Arbeiten sieht, soll's ihm grausen vor all der Kraft und der Jugend, und es soll ihm bange werden, daß die neue Zeit ihn über den Haufen rennt, das Zeichenlehrerchen, das pimpelige. Ach, Rahel, was verstehst du von dem allen, du kleines Kunstreiterlein! Aber wenn ich heimkomme, da will ich's dich lehren, wie ein Kopf vor dem Grünen steht und was Farbe und was Form ist, und du sollst rot sehen lernen und blau und sollst lachen lernen, wenn sie sagen: Das ist schön, und das ist nicht schön! Lieber Gott, wenn das mit den Perlen und den Säuen nicht schon gefunden wäre, ich müßt's für den Fall finden. (Ho, ho, sagt mein Glasmaler, nur nicht mit dem Hibel in die Wolken, Großmaul.) Aber Großtuerei ist's nicht. Ich weiß bloß nicht, wohin mit der Freud. Sidney.

— — — — — — — — — — —

An ihrer Mutter hatte die aufwachsende Rahel wenig Halt. Ottiliens Gedanken hinkten in allen Dingen hinter denen von Adeline her, und ihre Meinungen wagten erst zu leben, wenn die ihrer Verwandten bereits Gestalt gewonnen. Einfälle hatte sie nicht. Phantasie ebensowenig. Sie füllte die Tage mit Arbeit, die kein Nachdenken erforderte, und am Sonntag legte sie Patiencen. Ihre junge Tochter war ihr gegenüber feinfühlend genug, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers war, das heißt, alles, was ihre Seele bewegte, für sich zu behalten und mit ihrer Mutter zu teilen, was übrig blieb.

Langsam, und ohne daß sie es sich bewußt war, zog Rahel sich innerlich auch von der von ihr — ungeachtet ihrer Strenge — sehr verehrten Tante Adeline zurück, denn es zeigte sich, daß die Tante, trotz aller Wohlmeinenheit, kein Verständnis für sie hatte, weder für das, was das Mädchen bewegte, noch für das, was ihr Bedürfnis war. Die gewalttätige Art, mit der Adeline sie zu dem ihr mehr und mehr verhaßten Ueben zwang, die Unlust, mit der sie ihr das Lesen erlaubte, und mehr verbot als erlaubte, die hemmende und fast höhnende Art, mit der sie auf Rahels Idealismus zu wirken suchte, da er sich, wie sie meinte, auf falschen Bahnen bewegte, die Härte, mit der sie alles verwarf, was Rahels Enthusiasmus erregte, das alles weckte starken Trotz in ihr, der sich zu einem unbewußten, aber stets wachsenden Widerstand entwickelte.

Auch fühlte Rahel deutlicher als früher, daß Frau Petitpierre zwar sehr höflich, sehr freundlich aber unendlich von oben herab ihre Mutter behandelte und nie vergaß, daß Ottilie ihr Brot aß, wenn sie auch viel zu wohlerzogen war und auch zu wohltätig, um es sie wissentlich merken zu lassen. Ottilie empfand auch wirklich nicht viel davon, wenn sie sich auch darin gefiel, die Unterdrückte zu spielen, und Nachbarn und Bekannte, die sie auf eigene Faust sich errungen hatte, gerne über den Hochmut der Verwandten und das bittere Gnadenbrot ausließ, das man in Fällen wie den ihren zu kosten bekam.

So lebte Rahel einsam dahin. Das Erlebnis mit Lux ließ sie sich auch von anderen Jungen, mit denen sie etwa gespielt, zurückziehen, obgleich sie stets viel lieber mit Knaben als mit Mädchen spielte und auch auf eine feine und stets sich wiederholende Weise auf die Jungen eingewirkt hatte, so daß sie sich ihren Wünschen, die sie auszusprechen sich nicht scheute, gerne anpaßten und zwar so, daß sie sich meist zankten, wer Rahel zu bedienen habe. Sie selbst fand das selbstverständlich und gewöhnte sich, Mittelpunkt zu sein. Wo sie es nicht war, zog sie sich zurück. In der letzten Zeit hatte Tante Adeline aber nicht mehr erlaubt, daß sie mit den immerhin tief unter ihrem Stand stehenden Kindern spiele, und so war Rahel beinahe ausschließlich auf Erwachsene angewiesen, von denen niemand das, was sie tat und wie sie es tat, als zu ihr gehörig und für sie als notwendig erkannte. Sie wurde daher unsicher und konnte schwer unterscheiden, was sie selbst, und was ihre Umgebung wollte. Sie begann mit den Gedanken der andern zu denken.

Einzig Velusa ging mit ihr um wie mit einer jungen Königin und legte ihr die Hände unter die Füße. In dem Mädchen verkörperte sich ihm alles, was die Welt Schönes und Vornehmes, Zierliches und Feines sich erfinden konnte. Ihr Talent zu reiten, ihre Grazie und Furchtlosigkeit bewogen ihn eines Tages, mit der von ihm gefürchteten Herrin zu sprechen und ihr vorzuschlagen, Rahel ordentliche Reitstunden nehmen zu lassen, einer Aufgabe, der er sich, als früherer Reitlehrer, gewachsen fühle, ja, die er, er dürfe es behaupten, aus dem kk verstehe. Frau Petitpierre überlegte es sich, fand, daß Rahel nur gewinnen könne, — ihre frühere Absicht, Rahel als Klavierlehrerin ausbilden zu lassen, hatte sie längst aufgegeben — da Reiten eine vornehme, ja klassische Kunst sei, die Rahel irgendwie und irgendwo zugute kommen könnte.

Sie wohnte der, wie sie glaubte, ersten Reitstunde bei, und war erstaunt zu sehen, wie Rahel in ihrem langen, dunkelgrünen Reitkleid wie aus einem Guß mit dem Pferde daherritt, das braune, schmale Gesicht rot überhaucht, die mächtigen Augen leuchtend vor Freude. Es war das erstemal, daß sie einen solchen Glanz auf ihrem Gesicht sah.

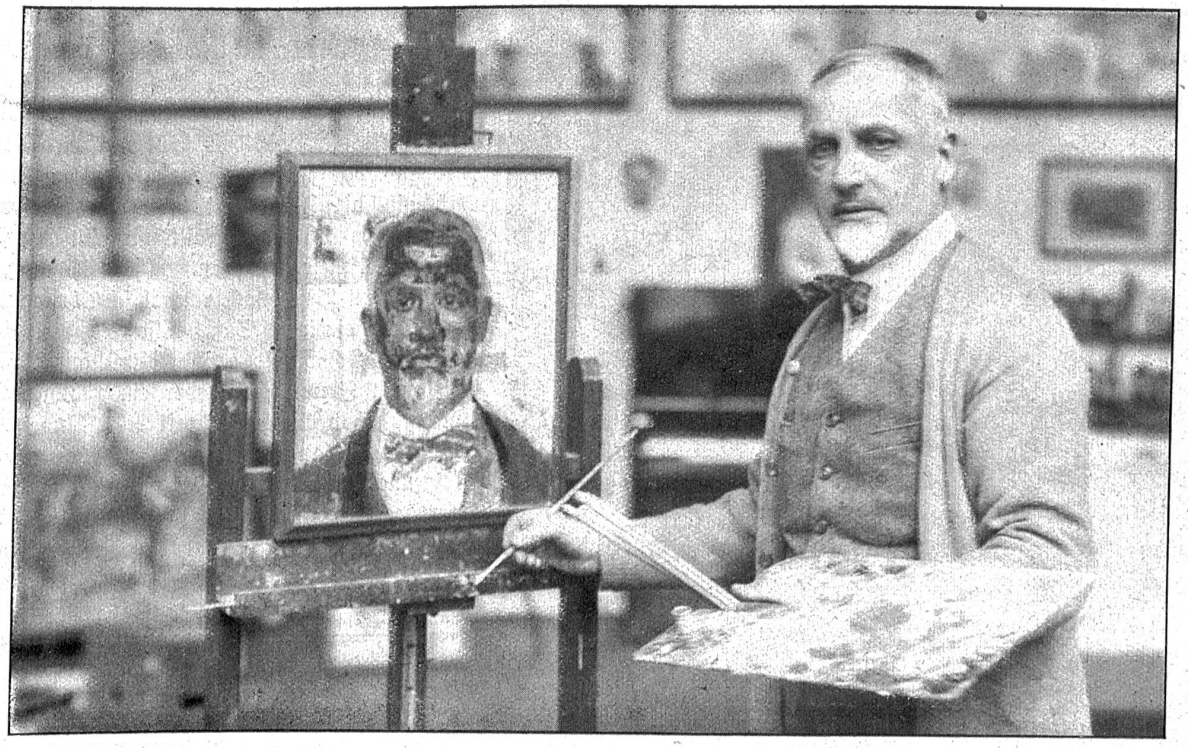
Das Kind ist schön, dachte sie. Eigentlich mehr als das. Sie ist kein Kind mehr, fuhr es ihr durch den Sinn. Eine seltsame, bohrende Eifersucht befiel sie Rahel gegenüber. Sie schämte sich ihrer Regung und taufte sie alsobald um, wodurch sie ihr freie Bahn ließ. Innerlich stellte sie sich von diesem Augenblick an Rahel entgegen: denn Frau Adeline Petitpierre war reich an Macht und Geld, darbte aber an Liebe, die sie zu suchen von jeher zu stolz gewesen, und die sie daher auch nicht gefunden hatte. Sie fühlte aber ausdrücklich, daß Rahel geschenkt werden würde, was ihr trotz ihrer Schönheit, ihrer Ehe und ihrer vornehmen Art nie zuteil geworden. Sie war ihr Leben lang an der Liebe vorübergegangen und wurde es sich zum ersten Male in plötzlicher Erkenntnis bewußt, als sie ihre geschmeidige Nichte im Glanz ihrer Jugend vom Pferd herunterlachen sah.

So oft Rahel sie künftig um die Erlaubnis bat, mit Velusa ausreiten zu dürfen, suchte sie nach Gründen für ein Nein, und gab ihre Einwilligung ohne Freude.

— — — — — — — — — — —

Lieber Sidney.

Jetzt muß ich fort in eine Pension. Niemand hilft mir, und kein Mensch sagte Tante Adeline, daß ich es in einer Pension nicht aushalten kann. Sie sagt, ich werde zu frech, und das wolle sie nicht dulden. Ich habe ausreiten wollen und kam in meinem Reitkleid zu Tante Adeline, um sie zu fragen, ob sie es erlaube. Da wurde sie dunkelrot und stand auf und wurde ganz lang, viel länger, als sie sonst



Kunstmaler C. Amiet (Oschwand) feiert am 28. März seinen 60. Geburtstag. Der Künstler in seinem Atelier. (Klischee „Schweizer-Familie")

ist, und sagte, das sei eine direkte Verletzung des Respektes, daß ich um Erlaubnis bäte, nachdem ich schon mein Kleid angezogen hätte, wie um sie zu zwingen, ihre Zustimmung zu geben. Ich sagte ihr, ich hätte daran gar nicht gedacht, aber sie hörte nicht auf mich und schalt mich wohl eine halbe Stunde lang. Alles warf sie mir vor, was ich im letzten Jahr, vielleicht auch alles, was ich im vorletzten getan hatte, was ihr mißfiel. Und besonders das Reiten im Zirkus. Ich konnte gar nicht weinen, so viel war es, und ich begriff, daß ein Mensch, wie Tante Adeline sagte, daß ich einer sei, nicht bei ihr bleiben kann.

Zuletzt sagte sie, die Pension sei das Rechte für mich, und zwar eine strenge Pension, und in einem Monat führe sie mit mir nach der welschen Schweiz. Ach Sidney, kannst du mir denn nicht helfen? Laß doch das nicht zu. Du bist doch jetzt groß und verdienst doch Geld, kannst du nicht an Tante Adeline schreiben? Oder könntest du mich nicht jetzt schon heiraten, da dürfte sie nichts mehr sagen und mich nicht zu fremden Leuten schicken. Ich habe sie so gebeten, aber sie antwortete gar nicht mehr, saß in ihrem Stuhl — den mit der hohen Lehne und dem rotledernen Ueberzug — und fing an zu lesen. Aber ich merkte wohl, daß sie nicht las, denn sie blätterte gar nicht um. Ich ging auf mein Zimmer und zog mich aus, ja, und denk, Tante Adeline sagte, in der Pension würde es nichts sein mit dem Reiten. Ach, Sidney, ich kann gar nicht schreiben vor Tränen. Und ich habe nur eine Kerze, die habe ich hinter meine große Bibel gesteckt, damit niemand sieht, daß ich dir schreibe. Es ist nämlich zehn Uhr vorbei, und ich darf nur bis neun Uhr Licht brennen. Dich habe ich lieb und sonst niemand. Doch, den Johannes habe ich auch lieb. Weil er blind ist, und weil er so sehr gut gegen mich ist und immer etwas weiß, um mich zu trösten. Schlafe wohl.

Deine Rahel.

Rahel an Sidney.

Das war lieb von dir, Sidney, daß du mir gleich geschrieben hast. Der Velusa gab mir deinen Brief, als ich eben furchtbar traurig war und im Obstgarten lesen wollte, um zu vergessen, daß ich fort mußte. Mutter hatte mir eine Schale mit Johannisbeeren mit Zucker gebracht, Karoline neuestes Parisienne, und ich saß auf dem Bänklein oben im Weinberg, du weißt, von dem man über den ganzen See schauen kann, bis hinüber zum Murtensee. Und weil alle die Berge so herlich weiß aussahen, wie Zucker (daß man Lust bekam, daran zu lecken), wurde ich so furchtbar traurig und fing an zu weinen, und die Bücher und die Johannisbeeren freuten mich nicht mehr. Ich kann's nicht aushalten, so allein zu sein, gleich kommen mir die Tränen. Aber noch lieber allein, als unter fremden Mädchen, die einen anstieren, und über einen lachen, wenn man ihnen den Rücken dreht. Das habe ich Hannes gesagt. Er lachte mich aber aus und fand, das sei recht kindisch, meinem Alter angemessen. Ist man noch kindisch mit 14 Jahren? fragte ich. Hannes sagt, wer sich noch davor fürchte, daß dumme kleine Mädchen hinter seinem Rücken lachen, der sei kindisch. Und seine Mutter, die liebe Frau, lächelte, als er das sagte. Da habe ich mich beinahe geschämt, und wenn ich mich wieder einmal vor dem Ausgelachtwerden fürchte, so fällt mir sicher der Hans ein, und dann macht es mir nichts mehr.

Man näht Kleider für mich, ein kornblumenblaues mit schwarzen Samtstreifen. Dazu ein ganz weißes Jäckchen, Waffelstoff, auch mit schwarzem Samt. Und eine Boa habe ich bekommen und einen Muff aus einem Pelz, der wie Silber aussieht und ganz weich ist. Ob das Hermelin ist? Oder Zobel? Oder vielleicht Silberfuchs? Aber Hannes Mutter hat gesagt, das glaube sie nicht, solch kostbare Pelze würde man kaum für ein Pensionsmädchen verwenden.

Cuno Amiet: „Greti am Tisch".

Vielleicht stammt's von einem Silberkaninchen, weißt du, der Velusa hatte einst welche. Mir ist's gleich, wie der Pelz heißt, schön ist er.

Mutter weint alle Tage, daß ich fort muß. Ich habe sie getröstet, daß sie meine Kleider nicht mehr zu flicken braucht und daß ich nichts beschmutze und sie nicht immer in Furcht und Schrecken sitzen muß, die Tante Adeline könnte sich über mich ärgern und mich schelten. Das kann nämlich Mutter nicht vertragen. Lieber schimpft sie selber. Mir geht es auch so, wenn man über den Hannes schilt. Tante kann ihn nicht leiden, weißt du, ich glaube darum, weil ich ihm alles erzähle. Oder weil er manchmal etwas anderes meint als sie.

Ich erzählte ihr, daß seine Mutter gesagt, der liebe Gott gäbe Blinden, die auf ihn hören wollten, eine ganz besondere Weisheit, und der Hannes habe eben auf ihn gehört. Aber ich finde ihn gar nicht weise, er lacht so viel und spielt mit den Kindern und sagt ihnen dumme Verslein auf, wo ist denn da die Weisheit? Nur wenn ich traurig bin, da merke ich es. Immer weiß er etwas, um mich zu trösten. Manchmal habe ich es gar nicht gern, denn er tadelt mich viel, aber nachher hat's doch geholfen.

Sidney, du hast mir gar nicht geantwortet. Wenn du denkst, ich schreibe dir dreimal, ehe du mir zweimal, so brennst du dich. Hannes sagte, du hättest eben zu arbeiten und dazwischen wohl zu lesen oder dich sonst in deinem Beruf auszubilden. Ich solle ruhig zweimal an dich schreiben. Das tue ich jetzt, aber dreimal — nein, das gibt's nicht, und wenn's der Hannes zehnmal sagt. Weißt du, ich habe auch meinen Stolz. Jetzt in acht Tagen — Sidney, dann sehe ich den Garten und den Weinberg und den See, ach, den lieben See, ein ganzes Jahr lang nicht mehr. Rüchy liegt ja auch am Wasser, und Velusa sagt, Wasser ist Wasser, aber dasselbe ist es nicht. Und die Madame, ach, Sidney, es gruselt mir, wie dem Burschen im Märchen, der sich vor nichts fürchtete, als da ihm die Königin die Fische mit dem Wasser über die Beine goß. Ja so, da fällt mir ein: Ich fürchte mich vor vielen Sachen. Aber ich mag nicht den ganzen Brief noch einmal schreiben, nur wegen dem einzigen Satz. Also leb wohl, lieber Sidney. Ich bin so gräßlich stolz auf dich. Daß ich einen Freund habe, der ein richtiger Maler ist und schon etwas verkauft hat! Und der richtig davongelaufen ist. Es mahnt einen an die Zigeunergeschichten, da ist immer jemand dabei, der weglief. Meist finden sie ihn aber wieder, und dann war's allemal ein junger Graf.

Deine Rahel.

(Fortsetzung folgt.)

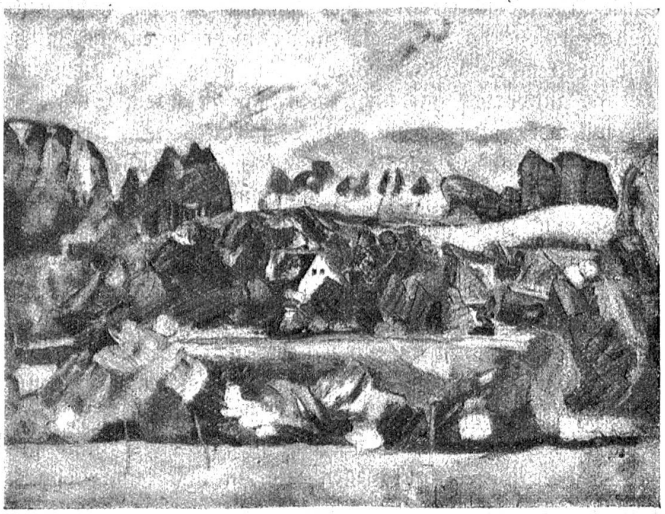
Cuno Amiet.

Zu seinem 60. Geburtstage.

Von Freude und Dankbarkeit sind wir am 28. März erfüllt: Amiet feiert seinen sechzigsten Geburtstag. Amiet, dessen leibliche und geistige Erscheinung für uns immer etwas so wohltuend Erfrischendes hatte, beweist uns an seinem Merktag, daß man sechzig und zugleich jung sein kann. Dessen wollen wir uns für ihn und für uns und für die Kunst freuen.

Heute denke ich zurück an den Tag, da ich Amiet zum erstenmal sah. Wir waren zu einem Kunstfreund eingeladen und fuhren in einer Nebenbahn. Plötzlich erhob sich unweit von uns eine kräftige Gestalt, blitzte uns mit prächtigen Augen an und sagte: „Mein Name ist Amiet, wir fahren zusammen." Noch heute leuchtet mir jener Tag als ein Sonnentag besonderer Art. Am Abend sahen wir Amiet noch lange nach, wie er leicht und sicher den heimatlichen Hügeln zuschritt. Noch oft habe ich ihn seither gesehen und immer war sein Gruß mir ein Lichtstrahl.

Wie schön war es, wenn man, von Rietwil dem Wald zustrebend, plötzlich eine weißgekleidete Gestalt auftauchen sah und zwei blitzende Augen einen begrüßten. Solcher Erscheinungen erinnert sich wohl jeder, der das Künstler-



Cuno Amiet: Landschaft.